

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 7

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. Januar 1934

Heft 7

's Altjahr.

Wo 's am Sylväster dunklet
Und i zur Muetter gah,
Triff i 's alt Jahr im Schlitte
Mit leere Secke-n-a.

Es chund im schwarze Tschope
Und lueget trurig dri.
I weusch em guete-n-Abig
Und tüfele verbi.

Do zehrt 's mi zugg am Ermel
Und fröget mi: „Wer bisch?
Doch na ein Mäntsch vu-n-allne,
Wo früntli mit mer isch.

Sust mached s' bösi Gsichter
Und jaged mi i d' Nacht.
I heb nu Chrüz und Chummer
Und Ubel mit mer bracht.

Hä glich ä Glück und Freude
Uf jedes Dächli gstreut.
Das isch scho alls vergässe
Und wie vom Wind vertreid.

Mit allne Glogge händ s' mer
Jerst grüest i jedes Hus.
Jez lüted s' mer mit einer
Wie-n-eme Totne-n-us.“

Was hä-n-i chönne tröste? —

Hä gseid: „Ergib di dri!

Uf dere Wält isch 's Danke

Na nie diheime gsi.“ Ernst Eschmann.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Müßiggang.

Der Müßiggang ist aller Laster Anfang. Vielleicht aber auch der Anfang aller Kunst. Wenigstens hatte Joggeli das Bewußtsein, sein Lieblingsszeitvertreib, das Spazierengehen und Flanieren fördere ihn in allerlei Wissenswertem. Auf seinen einsamen Gängen betrachtete er tief-sinnig das Wurmmehl, das aus hohlen Bäumen

rieselt, den grünen Mistelbusch mit weißen Beeren, der auf alten Obst- und Waldbäumen wuchert, die Quelle, die aus dem Tuffstein weint, die Maililie und den Frauenschuh in ihrem Schweigen, die Tollkirsche in ihrem falschen Glanze, den am Himmel fliegenden Weih, und alles sprach wunderbar zu seiner Träumerseele. Im Sonnenbrüten über grüngoldenen

Tannenwipfeln, im geheimnisreichen Laut, der ohne daß man weiß warum aus den Kronen des Hochwaldes niederzittert, ahnte er Schicksale, und im Winter bewegten ihn die Bilder des Holzschlages, das Singen der Sägen, der Klang der Äxte in den mit Raubreif behangenen Forsten, die wie aus Erz gegossenen Gesichter der Bauern, die ihre Arbeit mit volkstümlichen Kernworten begleiteten, er litt und bebt mit jedem Stamm, in den sie die blitzenden Äxte hackten, und wenn die Männer den Warnruf „Ah, ah!“ ausstießen, das Brechen einer hundertjährigen Tanne wie Sterbenssäcken dahinsauszte, erfüllte es ihn mit jauchzender Lust, mit weinender Trauer. Die Walдарbeiter flohen, mit brechenden Ästen, Schneestaub bis zu den höchsten Gipfeln aufwirbelnd, raste die Tanne wie ein Unwetter den Berghang hinab, richtete sich im Sturz halb empor, als möchte sie die Krone noch einmal stolz in den Lüften wiegen, in neuem Sturz und Fall zerbrach sich der Baum wie ein Bündhölzchen, und endlich kam die Lawine im tiefen Grund zur Ruhe. Durch den Wald aber ging ein Todesschauern, und Joggeli kränkte sich, wenn jemand über das mächtige traurige Schauspiel der fallenden Tanne, in deren Wipfel der Sturm gesungen und der Weihenistet hatte, lachen mochte.

Alles, was geheimnisvoll war oder womit irgend ein alter Volksglauben zusammenhing, war seine eigenste Welt. Die krächzenden Raben, die am Abend über das Tal in den dämmerblauen Bergwald flogen, waren ihm Boten der „dunkeln Mächte“, wenn sich der Wald im Sturm empörte, war er voll Mitleid für den Unglücklichen, der jetzt Hand ans eigene Leben lege, wenn in der Nacht ein Räuzchen flage, dachte er: „Was für ein armes Kind muß jetzt sterben!“ und stundenlang lauerte er, seinen Schiller vor sich, auf die sagenhafte Schlange, die, bevor sie in der Krug baden geht, das demantene Krönchen auf einen Felsen legt. So suchte er nach dem Zusammenhang der Dinge und deutete mit kindlichem Unverstand allerlei Schicksalmächtiges in Luft, Wasser, Blumen, Vogelruf und in jedes Häuflein Wurmmehl hinein.

Und über ein tolles Ereignis im Dorf fiel er in eine schwere heimliche Kinderkrankheit, in einen törichten Aberglauben.

An der großen Landstraße, die sich mitten durch Krug zog, stand nämlich das ehemalige Schulhaus, auf dessen viereckigem Dach ein

Türmchen mit einer Uhr ragte, und dieses hatte für die Jugend des Dorfes nicht nur deswegen eine besondere Anziehungskraft, weil es das Wahrzeichen des Dorfes war, sondern weil darin das Unglücksglöcklein der Gemeinde hing. Sein helles durchdringendes Geläute, das mehr ein ängstliches Bimmeln war, bedeutete Feuerbrunst, Überschwemmung oder sonst irgend eine Gefahr. Um die tickende Uhr im Türmchen ging die Sage, daß sie unter der Obhut eines gespenstischen Schulmeisters namens Basti stehe, der einst im Dorfe geschaltet und gewaltet und viele Kopfnüsse unter die Jugend verteilt habe. Joggeli kannte das bis zum Herzklopfen aufregende Spiel, das sich die Knaben mit dem gebannten Schulmeister bereiteten. Sie stiegen die schwer ausgelaufene Holztreppe des oft schlecht bewachten Hauses empor, der mutigste und vorderste kloppte an die Türe, die zur Uhr führte, und schrie: „Basti, Basti!“ Dann rannten alle mit dem Ruf: „Er kommt, er kommt!“ die Treppe hinab und flüchteten Hals über Kopf ins Freie.

Plötzlich aber verbreitete sich unter der Jugend des Dorfes eine seltsame Märe wie Feuerlauf: „Basti ist los, wirklich los!“ Die einen erzählten es erschreckt, die anderen lachten und alle horchten, wie die Uhr auf dem Schulhaustürmchen, die schon lange als störrisch galt, an einem fort schlug, bis das Werk abgelaufen war. Das wiederholte sie mehrere Male an demselben Tage, und nun mußte auch Joggeli sehen, ob Basti und die Uhr wirklich verrückt geworden seien. Er trollte sich vor den geheimnisvollen Bau. Da standen auf der Vortreppe der Präsident des Dorfes, ein Bauersmann voll ruhiger Würde, der Wächter mit der roten Weinnafe und irgend ein Fremder. Mit ernster Miene sprachen die Männer wie über etwas Wichtiges.

Joggeli, der noch an dem Geschwätz der Schüler gezweifelt hatte, sagte sich: „Also ist der Basti doch los!“ und erschauerte.

Am anderen Tage kam die Bestätigung. Die Turmuhr schlug zwar wieder richtig, unter den Dorfknaaben aber erzählte man sich, es seien in der Nacht drei Kapuziner in Krug gewesen. Sie hätten erfahren, daß Basti wüte und beständig wie ein Wahnsinniger an der Uhr treibe. Unter der Aufrufung der drei höchsten Namen hätten sie ihn in eine Branntweinflasche gebannt, aber zwei Flaschen habe der wilde Schulmeister gesprengt, erst auf die dritte hätten die Kapuziner ein heiliges Siegel setzen können und Basti sei also wieder gebändigt.

Weiß Gott, wie ein solches Gerücht unter der Schuljugend entstehen konnte.

„Geheimnisvoll!“ dachte Toggeli, aber er versäumte mit dem klaren Vater darüber zu sprechen, was eine recht einfache Gelegenheit gewesen wäre, sich aus dem Kreuzfeuer der widerstreitenden Vorstellungen zu ziehen und damit der Stimme in seinem Innern recht zu geben, welche die Geistergeschichte ablehnte. Auf dem Weg in ein blühendes Flachsfeld vor dem Dorfe wandte er sich in der Gespensterangelegenheit an die Großmutter.

Sie sah ihn halb erstaunt, halb mißbilligend an, sie seufzte und lächelte: „Ja, den Schulmeister Basti habe ich selber noch gekannt. Höllisch böß war er gegen die Buben, besonders gegen diejenigen, die im Winter nur dünne Scheiter zur Heizung des Ofens mit in die Schule brachten. Denn damals trug beim Morgenschulgang noch jedes Kind sein Scheit unter dem Arm. Da aber Basti sonst ein braver Mann gewesen ist, mit seinen Kindern viel gehungert und von bösen Buben viel gelitten hat, darf man wohl glauben, daß ihn Gott nicht auch noch zum Uhtreiben verdammt, sondern ihm den Frieden im Schoß der Erde verliehen hat. Das möge er in seiner großen Güte auch einmal an dir und an mir tun!“

Die Großmutter lächelte Toggeli bedeutungsvoll zu, denn sie träumte gern von Grabesruhe, und ihre Gedanken weiter spinnend, sagte sie, während sie das Unkraut jätete: „Du weißt es wohl nicht, warum der Flachs so schön und üppig steht. Wenn er gesponnen und gewoben ist, legt man das Rindlein darein, die Braut weist ihren Vinnenschatz am Hochzeitstag, in Mühe und Sorge wandelt man im Lein durchs Leben und das letzte, was man uns mitgibt, ist ein ehrbares Flachshemd, aber keiner denkt daran, daß der Flachs von Krug aus lauter jäh gebrochenen Herzen kommt. Ja, Toggeli, die Zelge ist ein Kirchhof, Grab an Grab, Grube an Grube. Als der alte Napoleon die Welt und die Völker durcheinanderrichtete, da haben an den Ufern der Krug Franzosen, Österreicher und Russen mörderisch gekämpft, und da ich schon eine alte, alte Frau und kurz nach der Schlacht geboren bin, so habe ich in meiner Jugend genug erzählen hören, wie es dabei zugegangen ist, und wie ein rauher Mann namens Sückerli mit seinen Gefellen die Toten im Gemeindewerk zur Grube geschleppt hat.“

Wenn die Großmutter erzählte, so verjüngte

sich ihr runzeliges Gesicht, und Toggeli wurde nicht müde, aus vergangenen Tagen des Dorfes Krug zu hören, die Heimat begann sich ihm mit Geschichten zu beleben, allein die Gedanken an Schulmeister Basti, an die Soldaten im grünen Grund und allerlei Sagen von lebendig im ehemaligen Kloster vermauerten Nonnen lagen nun wie ein Knäuel von abergläubischen Dingen in seiner Seele, und der Knabe, der bisher frei und sorglos durch die Wälder der Heimat gegangen war, geriet in allerlei hängliche Zweifel und Vorstellungen.

In Krug gab es eine Menge Aberglauben. Da erzählten die Buben von Scheiterbeigen vor den Häusern, die nicht weggenommen werden durften, weil sonst ein Geist in die Wohnung trete und die Insassen mit blutiger Art erschlage, von brennenden Männern, die Nachts mit glühenden Ketten herumlaufen müssen, weil sie die Marken ihres Eigentums verfehlt hätten, und von einem Haus, vor dem jedes Jahr ein ruhelos wandernder Geist erscheine und, weil darin ein unaufgeklärter Mord geschehen sei, seufzend rufe: „In der Neujahrnacht 1816 — ja 1816!“ Auch wohnte in der Nähe Toggelis die sonderbare Gestalt der Wahrsagerin Lu Zeiselein — für einen jugendlichen Müßiggänger Anregung genug, über die tollen Dinge tief zu denken und zu grübeln. Und sie bereiteten ihm manche Qualen und Schmerzen.

In der Natur hatte er stets irgend ein Heiligtum. Eine Weile war es ein Franzosengrab, das von Vetter Diethelm und anderen Bauern an einem Waldweg entdeckt worden war. Als sie die Gebeine wieder eingescharrt hatten, ging Toggeli, steckte ein glattes Scheit auf das Grab und betrachtete das „Ruhe sanft!“, das er mit Rotstift darauf geschrieben hatte, selbstgefällig. In der Überzeugung, er habe dem fremden vergessenen Soldaten wohlgetan, fürchtete er ihn trotz seines Aberglaubens nicht, sondern betrachtete ihn wie seinen stillen Freund, spann an seiner Ruhestatt im grünen Wald Geschichten und sah halb aus seiner Einbildung, halb aus Forsteszämmerung gewoben Schildwachen aus fernen Kriegezeiten durch die Wälder der Heimat gehen.

Dabei wallte etwas durch seine Seele, das war so schön wie das Fluten des grünen Haars im Wasser, und das löste sich in einer Spielerei auf, die nur einem Sonderling einfallen kann. Er dichtete Grabschriften auf Tote und Lebendige, in denen er seiner Zu- oder Abneigung für die

Leute seiner Bekanntschaft kräftigen Ausdruck gab und die er je nach neuen Eindrücken verbesserte oder eine Note tiefer stimmte, und wenn es jemanden betraf, der ihm lieb war, dann staunte er selbst, wie warme Worte er für sie fand, und überraschte sich auf dem Wunsch, sie möchten wirklich gestorben sein, damit seine Grabschrift auch gültig für sie wäre. Dann erschrak er über sich selbst, geriet in Gewissensnot über irgend etwas Abgründiges, das in ihm sei, aber es gelang ihm nicht immer, die wie Zwangsvorstellungen auftauchenden Wünsche zu besiegen. Ein Glück nur, daß sein heimliches Denken und Spiel nie an den Tag kam, sonst hätte man ihn noch unnützer gehalten, als er mit seinen müßiggängerischen Neigungen schon galt.

Ein guter Damm gegen allerlei Fährliches, womit ihn die Einsamkeit bedrückte, waren der Umgang mit anderen Knaben und die Sonntagsspaziergänge mit dem Vater. Oft begleitete er die etwas älteren Söhne des Jägers in den Wald, er baute mit ihnen aus Moos und Reisig Hütten, und neben den wilden, aber nicht rohen Buben wurde er selber ein Wildling, der Eichhörnchen und Vögeln nachstellte, und trotz seiner sonstigen Ungeschicklichkeit ein Kletterer, dem kein Stamm zu glatt oder zu hoch war. Mit tollkühner Sicherheit schwang er sich von Wipfel zu Wipfel oder aus der Krone einer Eiche auf eine junge Tanne hinab, und wie er manchmal mädchenhaft sanfte Neigungen hatte, übersprang er am anderen Tage in unbändiger Jugendlust. Und von den Jägerbuben lernte er die Standorte, Fahrten und Lockrufe des Wildes kennen und wurde vogelsprachekund wie Salomo.

Da starb der Jäger. Seine Hündin Walbine fand, so oft sie auch vertrieben wurde, stets wieder den Weg auf den Kirchhof, sie scharrte sich am Grab ihres Herrn die Füße blutig, nahm die Nahrung nicht an, die ihr mitleidige Leute brachten, und lag eines Morgens verendet auf dem Grab ihres Herrn. Da verfaßte Joggeli eine Grabschrift auf sie, das „Lied auf die treue Walbine“.

„Gestorben ist die treue Walbine,
Bedenkt es, ihr Leute, lobt ohne Scheu
Mit Gerze, Mund und Miene
Des Tieres unendliche Treu.“

In zwanzig Strophen besang er sie, trug das Gedicht an verschiedenen Orten herum, verbesserte es Tag um Tag, und auf den Rat der Mama Friedlis faßte er Mut und reichte es dem Lehrer. Er durchging es, lächelte halb wohlgefäl-

lig, halb belustigt, legte es auf die Seite, nahm es wieder zur Hand und sagte: „Kinder, jetzt will ich euch ein Gedicht von Jakob Sturm vorlesen.“ Da staunten alle nach dem schämig erglühenden Joggeli, und Friedli senkte ihre Dunfelaugen in die seinen.

Das Glück der Verse dauerte einen Tag, dann fand es ein jähes Ende. Der Posthalter, einer der angesehensten Männer der Gemeinde, ein herzbraver Junggeselle, der überall zu Recht und Ordnung sah, gegen die Jugend aber gern das Raubhein hervorkehrte, besuchte die Schule, ging im Zimmer auf und ab und begann voll sittlicher Entrüstung eine Polterrede: „Es ist scheint's ein Dichter unter euch. Wir dulden aber keine Dichter in Krug. Sie werden eine Verlegenheit für die Gemeinde, sie arbeiten nicht gern und kommen zuletzt ins Armenhaus. Ja, das geht Joggeli Sturm an! Aus Freundschaft für deinen Vater sage ich es dir jetzt in Güte, aber Bub, wenn du dir noch einmal das Dichten zu schulden kommen lässest, so mußt du“ — das war der große Schreckschuß seiner Rede — „während des Gottesdienstes an den Taufstein hinstehen und dich schämen!“

„Joggeli Sturm muß an den Taufstein hinstehen und sich schämen,“ lärmte, als sich das Schulhaus entleerte, die Jugend, und es konnte selbst ihm in seiner dicken Sorglosigkeit nicht entgehen, daß er von den Erwachsenen in Krug wegen seiner Sonderlingsart und seines Müßiggangs etwas scheel über die Schultern angesehen wurde und sie die Köpfe schüttelten, daß Christoph und Elisabetha Sturm, die doch tätige, verständige Leute waren, blind gegen die Nützlosigkeit ihres Ältesten seien. Nein, das waren die Eltern Joggelis gewiß nicht, und er hatte gegen den Vater oft einen schweren Stand.

Wenn Christoph Sturm fragte: „Was hast du denn heute getan?“ antwortete Joggeli etwas verlegen: „Ich habe Bäumchen gesucht,“ denn um seinen Müßiggang mit dem Scheine nützlicher Tätigkeit zu umgeben, grub er im Wald die Sämlinge von Nuß-, Apfel-, Birn- und anderen Obstbäumen aus und brachte sie heim.

„Nun müssen wir bald einen großen Obstgarten haben,“ spottete der Vater.

Joggeli aber schwieg, denn auch in der Baumsucht fehlte ihm die Geschicklichkeit, er vergaß seine Pflänzlinge zu tränken oder versetzte sie immer wieder von einer Ecke des Gartens in die andere, daß sie nie Wurzeln schlagen konnten



Winterlandschaft.

Phot. J. Feuerstein, Schulz-Tarasp.

und elend dorren mußten. Nur zwei schlanke Nußruten, die Heinrich und er gemeinsam bei der Schloßruine Alt-Nebelfingen ausgegraben hatten, ergrünten, und wenn die überschäumende Krug sie entwurzelte, so suchten die Brüder sie im Schutt, gruben sie wieder ein, und wie durch ein Wunder überstanden die zähen Stämmchen alle Fährlichkeiten und wuchsen lustig mit den Buben auf. Der eine war der Baum Joggelis, der andere der Baum Heinrichs. Dieser entfaltete sich eine Weile rascher und schöner, dann wurde jener mächtig und üppig, und Joggeli, der in allem, was atmete und lebte, Sinnbilder erkennen wollte, glaubte, das bedeute für ihn selber ein künftiges Blühen.

Beflemmungen.

„Warst du auch dabei?“ fragte Christoph Sturm scharf.

„Wobei?“ erwiderte Joggeli verlegen.

„Nun, die Rangen von Krug und diejenigen von Wülfsenberg haben sich an der Banngrenze wieder einmal arg verhauen, und es gibt Polizeigeschichten.“

„Ich war aber nicht dabei,“ versicherte der Bube.

„Und doch ist es mir in den Werkstätten gesagt worden,“ zürnte der Vater mißtrauisch.

Da fiel ihm Frau Elisabeth, die ihre Buben stets schützte, ins Wort: „Im Dorf wird stets gegen Joggeli geheßt, den Vater in seiner schönen Stellung meint man, den unbeholfenen Buben nennt man.“

So war es wohl auch. Joggeli beteiligte sich nie an den wilden Knabenkriegen derer von Dorf und Stadt, die oft in ein bössartiges Handgemenge ausarteten, er hatte in Krug Mühe genug, sich seiner Haut zu erwehren, denn der Vater war ein eifriger politischer Parteimann, und wenn in den Höfen der Erwachsenen die Gegensätze mit leidenschaftlichen Reden ausgetragen wurden, dann regierte in der Tiefe der kampflustigen Knabenwelt die Faust, und man schlug sich um politische Dinge, von denen die Jugend gerade so viel verstand wie vom Mond. In seiner Unbeholfenheit ging Joggeli dem Streit nach Möglichkeit aus dem Weg, aber es wäre für das Gedeihen seiner jungen Seele wohl besser gewesen, wenn er wie andere aus den Knabenschlachten Beulen und Schrammen geholt hätte, statt daß er sich das Gemüt mit Aberglauben und schlechten Büchern vergiftete.

Er stand just in der Zeit der großen jugendlichen Lesegier und hatte die kleine Schulbibliothek mit „Robinson“ und „Lederstrumpf“ bereits zu mehreren Malen hinter sich. Darum durchstöberte er die Häuser, in denen er ihm gutgesinnte Leute glaubte, nach Büchern, und neben gesunden und schönen Werken, Zeitschriften und Volkskalendern fiel ihm auch mancherlei in die Hände, was er nicht in das Haus seiner Eltern zu tragen wagte, was er aus romantischem Heimlichkeitsdrang lieber in hohlen Bäumen und in Felsenspalten des Waldes versteckte. Dazu gehörten die Schinderhannesgeschichten, der neue Bitaval mit den Lebensschilderungen der größten Verbrecher, Gespensterbücher und Schriften des religiösen Offkultismus, die er von einem Schuster erbettelte. Gierig sog er das gefährvolle, süße Gift in sich, seine gesunde Natur stieß wohl manches von selbst wieder aus, aber die glühenden Erzählungen aus der Hölle mit Bildern der Strafen für jedes einzelne Laster überwand er eine Weile nicht. Die Teufel, die schmorten und sengten, die mit Zangen zwickten, die Frauen, die im Feuer tanzten und deren Leib die Schlangen durchwühlten, die Seelen, die gewogen und in die Finsternis geworfen wurden, erschienen ihm im Traum und der Wahnwitz brachte ihn in die fürchterlichsten Beängstigungszustände. Darf man unter Gottes Auge aufrecht gehen oder sollte man den Kopf nicht ein wenig auf die Seite neigen?

In einer der dunkeln Schriften las er, ein Mann zu Willisau im Luzernergebiet habe aus Bosheit gegen Gott ein spitzes Messer zum Himmel gezückt, da seien drei Blutstropfen herniedergefallen und der Mann auf der Stelle in die Hölle gefahren. Aus religiöser Not, aus einem unbegreiflichen Zwang die Probe auf die Erzählung zu machen, ahmte nun Joggeli das freble Spiel in tiefer Heimlichkeit für sich auf einer Waldwiese nach. Die Hölle schien ihm nicht so schrecklich wie die Wahrheit nicht zu erfahren, und als nun keine Blutstropfen vom Himmel fielen, war ein dunkler Drang in ihm, Gott stets wieder herauszufordern, bald so, bald anders.

In der Nacht aber bereute er unter heißen Gebeten seine Verblendung, und die Strafe für die müßiggängerischen Sünden kam auch über ihn. — Die Brüder sollten Rebstäbe in den Weinberg tragen, und Emil und Heinrich waren tapfer bei der Arbeit, Joggeli aber trieb an einer Quelle, die aus einem Felsen des Berges rann, seine Kurzweil, nahm wohl mit seinen

jüngeren Brüdern wacker das Neunuhrbrot, denn Nichtstun schadete seinem Appetit nichts. „Zoggeli, wenn du jetzt selber zugreiffst“, sagte der stets gütige Heinrich, nachdem er und Emil ihre Aufgaben erledigt hatten, „so helfen wir dir,“ und er überredete auch den Jüngsten dazu. Sie trugen die Stäbe auf dem schmalen, steilen Stapfenpfad in die entlegenste Höhe des Nebbergs.

Da brach Heinrich unter seiner Last stöhnend zusammen. „Ich kann nicht mehr,“ flüsterte er in blasser Erschöpfung. Ein Tropfen frischen, roten Bluts stand auf seiner Lippe.

Da ging ein Stich durch Zoggelis Brust: „Da ist ja Gottes Tropfen.“ In rieselnden Gewissensanfechtungen erledigte er die Arbeit, dann warf er sich weinend nieder und gab sich verloren, und selbst als der Bruder sich rasch und ohne Nachteil wieder erholt, ging ihm das Gedächtnis an den Vorfall in schlaflosen Stunden der Nacht und im Schweiß des Atpdrückens wie Gericht Gottes durch die Seele.

Gott aber meinte es mit Zoggeli besser als es der Taugenichts verdiente. Vielleicht hätte der jugendliche Träumer, den schlechte Schriften heimlich an allerlei Abgründe führten, mit dem Wahrheitsdrang und Wahrheitsmut, der denn doch auch in ihm lebendig war, sich bald durch das Gestrüpp des Aberglaubens gefunden, wenn er nicht von den verständigen Leuten hinweg in das Netz einer Phantastin, der Kartenschlägerin Lu Teiselein, geraten wäre.

Frau Teiselein oder die Lu, wie man sie im Dorfe kurzweg hieß, hauste in einer alten zerfallenen Hütte am Schulweg Zoggelis und hatte als Wahrsagerin, nicht gerade aus Krug selbst, wo man ihr dunkles Treiben mit etwas scheelen Augen betrachtete, aber aus der nahen Stadt Wülfsenberg und einem weiten Umkreis des Landes viel Zulauf, selbst Wagen, aus denen verschleierte Damen stiegen, hielten vor ihrem Haus, oft holten auch Wagen die Kartenschlägerin in irgend eine Gegend ab. Dann rauschte die Lu, die doch nur die Frau eines armen Spinners war, in dunkeln Staatsgewändern. Sie war ein schönes, kräftig gebautes junges Weib mit schwellendem Mund, großen glänzenden Augen und glänzend schwarzem, üppigem Haar, das sie gern in Schlangen um die Schultern fallen ließ, sie besaß die einschmeichelnde Macht der Gebärde und der Sprache und war bald ein demütiges, bald ein stolzes Bild, an dem nur überraschte, daß sie keine Zigeunerin, sondern

aus dem Schoß des einheimischen Volkes hervorgegangen war, durch dessen nüchternes Leben sie wie das weibgewordene Geheimnis schritt.

Zoggeli, dem die Lu höchst merkwürdig erschien, lauerte nun fleißig darauf, was um das seltsame Weib geschah, und auf die Gespräche, die über sie geführt wurden. In der Nachbarschaft ging es ihr wie dem Propheten im Vaterland, da galt sie herzlich wenig.

„Ach, was sollte sie können“, sagte Frau Elisabeth wegwerfend, „sie betreibt das Gewerbe nur aus Armut.“

„Doch, sie kann etwas“, erwiderte die warmblütige Susanna, „sie richtet mit ihren Karten unendlich viel Unheil in Ehen und Familien an.“

Auch Zoggeli überlegte, denn bei aller Geheimnisfrämerei lebte in seiner gesunden, fröhlichen Natur ein bemerkenswerter, je nach Laune und Stimmung siegreicher Widerstand gegen die romantischen Wallungen.

Als er nun aber ihre Hütte wieder einmal in Augenschein hielt, fuhr ein Wagen in den alten Dorfwinkel. Ein hochgewachsener, aufrechter Greis mit silbernen Locken, hoher Stirn, milden Augen und klugen Zügen, mit wallendem weißen Bart und wohlgepflegtem Außern stieg aus dem Verschlag, und Zoggeli dachte unwillkürlich: „Das ist ein Weiser!“ So und nicht anders hatte sich Zoggeli stets die Weisen gedacht.

Der alte, schöne Herr aber wendete sich an ihn: „Kannst du mir zeigen, wo die Frau Teiselein, die Kartenschlägerin, wohnt?“

„Hier — hier!“ Der Herr schenkte dem Buben ein blankes Silberstück: „Ich danke dir, mein Junge,“ und bückte sich mit seiner hohen Gestalt unter die niedrige, stets offene Tür der Wahrsagerin.

Zoggeli fühlte das Silberstück in seiner Hand kaum, er wurde einzig von dem Gedanken beherrscht: Sogar ein Weiser sucht den Rat der Lu auf, und fand, wenn Leute, die zehnmal gescheiter als er selber seien, den Rat der Teiselein suchen, so sei es für einen Buben keine Schande, an ihre Kunst zu glauben.

Mit klingendem Spiel ging er nun in das Lager der Lu über, und da sie eine stille Zuneigung für den absonderlich gearteten Jungen hatte, so lockte sie ihn häufig in ihre dumpfe, niedere, von Fensterschlingpflanzen und rötlichen wächsernen Nifflerblumen verschattete Wohnung, an deren Wänden blutige Bilder hingen. „Du bist ein Sonntagskind wie ich“, schmeichelte sie dem Buben, „und siehst auch

mehr als andere Leute.“ Sie bestrickte ihn mit geheimnisvollen Gesprächen und erzählte ihm von ihrer ehemaligen Landstreicherei. „Mit siebzehn Jahren“, sagte sie, „verschaute ich mich in Jörg, meinen jetzigen Mann. Weiß Gott, was ich an dem armen Wanderspinner fand, der aus der Heimat von Fabrik zu Fabrik, von Land zu Land geriet und stets weiter in die Fremde ging. Am Ende nimmt er gar eine aus dem anderen Land! Darüber sollt mir das Blut auf, barfuß fing ich an zu wandern, bald von etwas Arbeit, bald von der Güte der Menschen lebend, kam ich bis nach Augsburg, wo ich auch deinen Vater aufsuchte. Eine arme, junge, schöne Magd erlebt aber natürlich mehr als ein Monteur mit wohlgeordnetem Beutel. Ohne die Liebe zu Jörg hätte ich eine reiche Dame werden können.“ Dabei zeigte die Lu vor Vergnügen ihre prachtvollen weißen Zähne, ließ die Augen funkeln, warf sich in die Brust und allerlei sonnige Erinnerungen an erlebte Abenteuer mochten dem heißblütigen Weibe durch den Kopf gehen, doch hatte sie vor Foggelis Jugend Scheu genug, um nicht davon zu sprechen, sondern erzählte ihm dann weiter: „In Wien wandte ich mich an eine Wahrsagerin, damit sie mir Jörg, den ich doch nicht vergessen konnte, suchen helfe, ich wurde ihre Magd und Vertraute, ich erlernte die Kunst und fand Jörg endlich tief in Ungarn. Arm wie Kirchenmäuse heirateten wir, zogen so langsam, wie ich selber gewandert war, heimwärts, und dann sagte ich mir: Warum so viel Mühe um einen Bettelsack? und begann die Kunst.“ Hier senkte die Lu den stolzen Kopf demütig, hüllte sich ganz in das Dunkel ihres Wesens, an dem etwas Unergründliches war, fuhr mit verzerrten Zügen und feuchtglänzenden Augen auf und schrie: „Wie ich wieder mit den Dämonen kämpfen muß! Bleibe bei mir, Foggeli!“

Das wunderliche Wesen der Lu beschäftigte ihn tief und anhaltend. Sie litt es wohl, daß er sich, wenn sie Besuch empfing, in das Versteck der Ofentreppe hockte und Zeuge ihrer Kartenschlägerei war. Sie zog dabei die Vorhänge, entzündete auf eisernem Gestell einen Riesenpan, legte die Bibel auf einen Holzschemel, darauf Tausendguldenkraut, sie breitete darüber murmelnd die Karten aus, kauerte, um sie zu lesen, nieder, das Flackerlicht flog über ihre weichen durstigen Züge und das eine gespenstisch aufglänzende Auge weit geöffnet, das andere lauernd verkleinert, tat sie ihre Sprüche mit einem Ge-

sichtsausdruck, als ob ihr das Wahrsagen selbst Pein bereite, zögernd und abgebrochen flossen ihr die geheimnisreichen Worte.

„Sie haben mir noch nicht alles gesagt, Sie haben ein Mißtrauen gegen mich“, flüsterte sie oft den Besuchern entgegen, „wie soll ich da die Karten sicher legen!“ Scheu gaben die Besucher ihre Herzensgeheimnisse vollends preis. Es waren Dienstmägde, aber auch Töchter und Frauen aus guten Häusern, sogar Geschäftsleute und Bauern, von denen man hätte denken sollen, ihrer Nüchternheit liege alles ferner als der Rat einer Kartenschlägerin. Der stille Lauscher auf der Ofentreppe sah in die Abgründe menschlicher Leidenschaften, er sah und hörte in dem unheimlichen Haus der Frau Teiselein viel zu viel, besonders von Angelegenheiten der Liebe, dazu von vielem anderen, von der Frage, wie ein Prozeß ausgehe, eine Spekulation ende, bis zur Herzensbedrängnis eines Vaters, der seinen Sohn hatte in Zermürfnis in die Welt ziehen lassen, und mit all den Bedrückten lebte Foggeli eine Weile in Schmerz und Hoffnung.

Es ist doch jeder Mensch heimlich sein Brot mit Tränen.

Das war die Überzeugung, die Foggeli aus der Wohnung der rätselhaften Lu davontrug, der Zauber des Weibes, der ihn zu gleicher Zeit zu ihr zog und von ihr stieß, wirkte, bis er über ihr Handwerk erschrak.

„Es kommt jemand“, sagte sie, „in die Ofenecke, Foggeli!“

Da donnerte ihr ein alter Mann mit den Zügen der Rechtschaffenheit und ehrlichen Zorns die Worte entgegen: „Ihr also seid das gottverlassene Weib, die Unglücksstifterin! Daß Euch der Gewissenswurm fresse!“

„Was gibt es denn?“ fragte die Lu mit funkelnden Augen, doch etwas verlegen.

„Eine geschiedene Ehe gibt's“, versetzte der Mann in heißem Ärger, er begann auf die Weiber zu schimpfen, die dem Aberglauben nachlaufen. „Meine Tochter geht's an. Der habt Ihr als Teufelin gesagt, sie würde an ihrem zweiten Kinde sterben. Das habt Ihr gesagt, verdammte Heze!“

Die Lu erblaßte.

Der zornige Alte aber fuhr fort: „Natürlich dann Rat mit den Mähnen und Basen, die alten Weiber haben der jungen Frau den Kopf voll geschwätzt, bis es dem Mann, meinem Schwiegersohn, zu viel wurde. Er geriet auf Abwege, die Eifersucht kam. Und jetzt soll der

Richter sagen, wer den Topf zerbrochen hat. Ihr — Ihr, Satanin!“ Auf sie deutend, trat der Mann stets näher an Lu heran, sie wich zurück in eine Ecke, ließ das Weiße in den rollenden Augen flimmern und blickte wie eine Wildkatz, die sich nicht auf einen überlegenen Gegner zu stürzen wagt. Plötzlich aber wandte sich der Drohende: „Nein, ich will Euch nicht an den Böpfen schütteln, wie es meine Absicht war, als ich in das Haus trat. Pfui, Teufelsweib, Satanin!“ und mit schrecklichen Flüchen ging er.

Nun fiel die Lu in Krämpfe, schlug sich selbst, schluchzte: „Ja, ich Unglücksweib!“ Unter strömenden Tränen gebärdete sie sich wie eine Wahnsinnige, und der Bube, dessen Gegenwart sie vergessen haben mochte, schlich sich hinter ihrem

Rücken davon, um das segenslose Haus nie mehr zu betreten. Er gab Friedli recht, die zu singen liebte:

„Frau Lu-Lu Teiselein
Ist ein törichtes Teiselein!“

Langehin machte er einen Umweg um die Hütte der Kartenschlägerin, er war innigst überzeugt, daß aus Aberglauben und Wahrsagerei nur Unglück kommen könne, und gewann langsam, doch wie von selbst die Einsicht, daß der Mensch im Glauben an Gott und an einen natürlichen Zusammenhang der Dinge glücklicher als in irgend einem Aberglauben sei.

Im Spiel mit Friedli zog jugendlicher Frohsinn wieder in sein Gemüt.

(Fortsetzung folgt.)

Rhythmus der Zeit.

Es zittert und bebt rings die Erde
im jagenden Pulsschlag der Zeit;
Maschinen stampfen das „Werde“
und formen Lust und Leid.

Und mitten in Lärm und Getriebe,
die Fäuste um Hebel gekrallt —
regiert voll Haß und voll Liebe
der Mensch mit Schöpfergewalt.

Regiert! bis die Muskeln erschlaffen
Maschinen im Rhythmus der Zeit;
und alle weben und schaffen
ihm doch nur ein Leichenkleid.

Heinrich Lämmlein.

Eine Predigt ohne Pfarrer.

Von Wetter Hans.

„Mutter, kommst du? Es läutet schon.“

„Ja, ich wische nur noch rasch das Gesangbuch ab. Wir brauchen es so selten. Man hätte bald meinen können, der Herrgott habe uns verlassen!“

Und nun schreitet sie hinter der Tochter her gebückt über die ausgetretene Schwelle unter das Vordach. Den Schlüssel schiebt sie in eine Höhlung im obern Türbalken. Es ist einer von der schweren alten Sorte, handgeschmiedet.

„Mutter, siehst du, dort geht die Kathrin Hofer. Und ist das nicht der hinkende Christian, der dort gerade um die Bodenmattscheune biegt? Heute wird die Kirche einmal voll!“

Und die Mutter schaut herum. „Ja“, sagt sie, „viele Leute wird es geben. Es soll Predigt sein und ist kein Pfarrer da. Ich weiß nicht, wie das sein wird.“

Mit langen, bedächtigen Schritten zieht sie voran. Auf ihrem von weißen Fäden durchzogenen Blondhaar spielt die goldige Herbstsonne. Ein munterer Bergwind zerrt an den festge-

knüpften Enden des schwarzen Kopftuches. Sie geht fast jugendlich gegen den Wind an, das Psalterbuch in den gefalteten Händen auf die leicht eingesunkene Brust gedrückt.

Vorn auf dem kleinen Hügel steht ein weißes Gotteshaus mit grauem Schindeldach und einem winzigen Glockenturm, aus dem heute ernst und feierlich die Glocke ruft. Lange hat sie geschwiegen. Nun tönt es bis hinunter ins Tal, wie früher, als im braunen Pfarrhaus, dem schönsten Haus des kleinen Bergdorfes, noch eine Pfarrfrau ein und aus ging, im Garten Blumen zog und Kräuter, aus denen sie den Kranken des Dorfes heilsame Tränklein kochte. Seit vielen Jahren ist keine Pfarrfrau mehr da gewesen. Dann und wann steigt ein Geistlicher herauf aus der fernen Stadt, um der verwaisten Herde Gottes Wort zu künden, Kinder zu taufen und Ehen einzusegnen.

Die kleine weiße Kirche gehört zu den höchstgelegenen im Bergland. Viele Stunden weit ist es bis zum nächsten Gotteshaus, in dem der